

## Malerei des Unsichtbaren

Der berühmteste Satz Paul Klees, der oft im Zusammenhang mit den Beschreibungsversuchen zur Abstrakten Malerei zu hören ist, dass Kunst nicht das Sichtbare wiedergäbe sondern sichtbar mache, ist ganz besonders geeignet die Bildwirklichkeiten Stefan Waibels zu verdeutlichen, nur mit der Einschränkung, dass es in der Malerei des bei Arik Brauer und Sue Williams studiert habenden Künstlers um die Sichtbarmachung des Unsichtbaren geht. Das natürliche Sehen verlassend wird uns eine andere Perspektive präsentiert. Die Verführung der Bilder den Betrachter auf die Suche nach einer gegenständlichen Assoziation zu schicken, ihn auf die Sinn- und Bedeutungsreise des: was zeigt das Gesehene zu entlassen, ist in der letzten Malphase des in Wien lebenden und arbeitenden Künstlers im Vergleich zu den bisher bekannten Bildwelten am Geringsten. Wenn sich die Malentwicklung Waibels in Zeiträper vor unserem Auge gleich einem Film, vom ersten bis zum vorläufig letzten Bild präsentieren würde, sähen wir, dass in seinem malerischen Werden Phylogenese und Ontogenese des Tafelbildes zusammengefallen sind. Die Entwicklung seiner Malerei wiederholte im Kleinen, was die Geschichte des in der Renaissance entstandenen zentralperspektivisch aufgebauten Tafelbildes bis zu den Auflösungs- und Entgegenständlichungsbewegungen des modernen Bildes im Grossen, durchmachte. Im Ganzen der Versuch, die Welt noch einmal so genau wie möglich auf einer zweidimensionalen Fläche als dreidimensionalen Illusionsraum wiederzugeben, und schließlich die symbolistisch-impressionistisch-kubistische Implusion der sichtbaren Welt und die Darstellung des Unsichtbaren. Die Präsentation dessen was aller Gegenständlichkeit vorausgeht, die Farbe. Farbe so zu zeigen, wie sie rein als strahlendes Leuchten erscheint, sozusagen nackt, vor jeder Kleidung in lesbare Formsprache, ist jenes, dass den Maler immer wieder dazu bewegt, Wasser und Öl in ihrem gegenseitigen Abstossen so miteinander spielen zu lassen, dass dabei Unvordenkliches, Ungeplantes zum Vorschein kommen darf. Die Bilder, die nicht in Absicht auf Bestimmtes gezielt sind, auch dann nicht wenn sie Anklänge an schon Gesehenes unterhalten, zeigen schlichtweg die Schönheit, die Farbe, wenn sie als Farbe gesehen und gelassen wird, haben kann. Farbe ist hier nicht austauschbare Eigenschaft an einem Etwas, Farbe wird zum Wesentlichen, sie wird als sie selber gezeigt, präsentiert, wie sie sonst nie erscheinen darf. Und immer dann, wenn etwas als es selbst, so wie es ist, ohne einem anderen Zweck zu dienen erscheint, dann wird dadurch auch die Schönheit mitanwesend. Es gibt einen immer wiederkehrenden Gemeinplatz, einen Topos im geschichtlichen Gespräch und der Frage danach was das Schöne sei, und jener Topos scheint mir sehr gut auch auf diese Bilder zu passen, gemeint ist der Gedanke, dass das

Schöne die endliche Darstellung des Unendlichen sei. Im Schönen wird das Unendliche sichtbar. Jedes gelungene Kunstwerk lädt uns durch seinen Reichtum zu unendlichen Interpretationen ein, ohne dass es eine abschließende Deutung zu fassen vermag. Somit bringt das Schöne, dass im Kunstwerk singt die Spur des Unendlichen. Und dieses Unendliche ist vielleicht das Unsichtbare, das allem Sichtbaren zugrundeliegt. Mit Hölderlin gesprochen:

Alltag aber wunderbar zu lieb den Menschen

Gott an hat ein Gewand.

Und Erkenntnissen verberget sich sein Angesicht

Und deket die Lieder mit Kunst.

Martin Poltrum